

Name:

Klasse/Jahrgang:

Standardisierte kompetenzorientierte schriftliche
Reifeprüfung/Reife- und Diplomprüfung/Berufsreifeprüfung

17. September 2020

Deutsch

Hinweise zur Aufgabenbearbeitung

Sehr geehrte Kandidatin! Sehr geehrter Kandidat!

Ihnen werden im Rahmen dieser Klausur insgesamt drei Themenpakete mit je zwei Aufgaben vorgelegt. Wählen Sie eines der drei Themenpakete und bearbeiten Sie beide Aufgaben zum gewählten Thema.

| Themenpakete | Aufgaben |
|-----------------------------------|--|
| 1. Literatur – Kunst – Kultur | Joseph von Eichendorff: <i>Einem Paten zu seinem ersten Geburtstage</i> Wolf Biermann: <i>Willkommenslied für Marie</i> Textinterpretation (540–660 Wörter) 2 Textbeilagen (Gedicht und Liedtext) |
| | Österreichische Nationalbibliothek Zusammenfassung (270–330 Wörter) 1 Textbeilage (Bericht) |
| 2. Berufsperspektiven der Zukunft | Trotz Fleiß kein Preis Zusammenfassung (270–330 Wörter) 1 Textbeilage (Bericht) |
| | Erwartungen beim Berufseinstieg Meinungsrede (540–660 Wörter) 1 Textbeilage (Bericht) |
| 3. Zusammen leben | Gesellschaftliches Zusammenleben Erörterung (540–660 Wörter) 1 Textbeilage (Essay) |
| | Zusammenleben von Generationen Leserbrief (270–330 Wörter) 1 Textbeilage (Bericht) |

Ihnen stehen dafür 300 Minuten an Arbeitszeit zur Verfügung.

Die Aufgaben sind unabhängig voneinander bearbeitbar.

Verwenden Sie einen nicht radierbaren, blau oder schwarz schreibenden Stift.

Verwenden Sie ausschließlich die Ihnen zur Verfügung gestellten Blätter. In die Beurteilung wird alles einbezogen, was auf den Blättern steht und nicht durchgestrichen ist. Streichen Sie Notizen auf den Blättern durch.

Schreiben Sie auf jedes Blatt Ihren Namen und die fortlaufende Seitenzahl. Geben Sie die Nummer des gewählten Themenpakets und den jeweiligen Aufgabentitel an.

Falls Sie mit dem Computer arbeiten, richten Sie vor Beginn eine Kopfzeile ein, in der Ihr Name und die Seitenzahl stehen.

Als Hilfsmittel dürfen Sie ein (elektronisches) Wörterbuch verwenden. Die Verwendung von (gedruckten und online verfügbaren) Enzyklopädien oder elektronischen Informationsquellen ist nicht erlaubt.

Abzugeben sind das Aufgabenheft und alle von Ihnen verwendeten Blätter.

Ihre Arbeit wird nach folgenden Kriterien beurteilt:

- Inhalt
- Textstruktur
- Stil und Ausdruck
- normative Sprachrichtigkeit

Viel Erfolg!

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 1

Joseph von Eichendorff: *Einem Paten zu seinem ersten Geburtstage*
Wolf Biermann: *Willkommenslied für Marie*

Verfassen Sie eine Textinterpretation.

Lesen Sie das Gedicht *Einem Paten zu seinem ersten Geburtstage* (1854) von Joseph von Eichendorff (Textbeilage 1) und den Liedtext *Willkommenslied für Marie* (1982) von Wolf Biermann (Textbeilage 2).

Verfassen Sie nun die **Textinterpretation** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie die Inhalte der beiden Texte kurz wieder.
- Untersuchen Sie die formale und sprachliche Gestaltung sowie die Kommunikationssituation der beiden Texte.
- Deuten Sie vergleichend die Sicht auf die Welt, die in den beiden Texten zum Ausdruck kommt.

Schreiben Sie zwischen 540 und 660 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 1 / Textbeilage 1

Joseph von Eichendorff: *Einem Paten zu seinem ersten Geburtstage* (1854)

Noch singt der Wind, der durch die Bäume
 Am Fenster lind vorüberzieht,
 Das Meer von fern in deine Träume,
 Du Dichterkind, ein Schlummerlied. 4

Doch wenn dereinst die Segel schwellen:
 Glücksel'ge Fahrt durch Ebb' und Flut,
 Lenzfrischen Hauch beim Klang der Wellen,
 Ein fröhlich Herz in Gottes Hut! 8

Und so mag dich von Strand zu Strande
 Ein milder Wind hinüberwehn
 Einst zum geheimnisvollen Lande,
 Wohin wir Alle hoffend sehn. 12

Quelle: Eichendorff, Joseph von: Einem Paten zu seinem ersten Geburtstage. In: Eichendorff, Joseph von: Werke in sechs Bänden. Band 1: Gedichte. Versepen. Herausgegeben von Hartwig Schultz. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1987, S. 469–470.

INFOBOX

Joseph von Eichendorff (1788–1857): deutscher Dichter der Romantik

Dichterkind: Eichendorff schrieb das Gedicht für den Sohn seines Dichterkollegen Lebrecht Dreves

Pate: *hier* Patenkind; das Kind, für das jemand die Patenschaft übernimmt

Aufgabe 1 / Textbeilage 2

Hinweis: Die Rechtschreibung des Originaltextes wurde beibehalten.

Wolf Biermann: *Willkommenslied für Marie* (1982)

| | |
|--|----|
| Wir müssen vor Hoffnung verrückt sein Marie, du dunkle Sonne Daß wir dich warfen in diese Welt Schlaf ein, du Dickmadonne | 4 |
| Schlaf ein mit einem hellen Traum Von Milch und nassen Küssen Du wirst noch bald genug aus deiner Wiege steigen müssen | 8 |
| Marie, deine Wiege ist bemalt Mit Blumenangebindchen In dieser Kiste lagen schon Viel allerliebste Kindchen | 12 |
| Aus Tannenholz stabil gebaut Ist deine schöne Wiegen Es könnten nochmal hundert Jahr Die Menschlein in ihr liegen | 16 |
| Um deine Wiege drumherum Wuchern die Waffenwälder Du liegst im Schlachtfeld mittendrin Marie, und bist du älter | 20 |
| Wird keine Luft zum Atmen sein Und nichts mehr da zum Essen Die Erde wird uns Menschenvolk Wohl ganz und gar vergessen | 24 |
| Ja von uns alln, von dir, von mir Von all den Menschentieren Wird keines mehr geboren hier Und keines mehr krepieren | 28 |
| Die Erde wird ein öder Stern Wie andre öde Sterne Und wenn ich daran denk, Marie Dann leb ich nicht mehr gerne | 32 |

Wir müssen vor Hoffnung verrückt sein
Marie, du dunkle Sonne
Daß wir dich warfen in diese Welt
– schlaf ein, du Dickmadonne 36
Schlaf ein mit einem hellen Traum
Von Milch und nassen Küssen
Du wirst noch bald genug aus deiner Wiege steigen müssen 40

Quelle: Biermann, Wolf: Willkommenslied für Marie. In: Biermann, Wolf: Verdrehte Welt – das seh' ich gerne. Lieder, Balladen, Gedichte, Prosa. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1985, S. 52–53.

INFOBOX

Wolf Biermann (geb. 1936): deutscher Lyriker und Liedermacher; seine Tochter Marie wurde 1980 geboren; das Lied erschien 1982 auf dem Album *Wir müssen vor Hoffnung verrückt sein*

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 2

Österreichische Nationalbibliothek

Schreiben Sie eine Zusammenfassung.

Situation: Im Rahmen des Klassen- bzw. Kursprojekts *Bibliotheken Österreichs* fassen Sie für die Projektteilnehmer/innen Informationen zur Österreichischen Nationalbibliothek zusammen.

Lesen Sie den Bericht *Im Labyrinth des Wissens* von Judith E. Innerhofer aus der Online-Ausgabe der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit* vom 27. Jänner 2018 (Textbeilage 1).

Schreiben Sie nun die **Zusammenfassung** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie wesentliche Entwicklungsphasen in der Geschichte der Österreichischen Nationalbibliothek wieder.
- Beschreiben Sie die Aufgaben, die diese Bibliothek laut Textbeilage gegenwärtig erfüllt.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 2/Textbeilage 1

Österreichische Nationalbibliothek

Im Labyrinth des Wissens

Vor 650 Jahren beginnt die Geschichte der Österreichischen Nationalbibliothek. Sie zeigt, wie sich das Land immer wieder selbst finden muss.

Von Judith E. Innerhofer

Man verliert sich schnell in den Tiefen unterhalb des Burggartens, zwischen scheinbar endlosen Drehwänden, in denen sich Buchrücken an Buchrücken reiht, 21 Regalkilometer lang, bis zu 14 Meter unter der Erdoberfläche. Hat die ganze Sammelwut ein Ende, hört sie irgendwo auf? „Rechts gehen, immer rechts, irgendwann kommt man schon an einen Ausgang“: Der Lösungsalgorithmus für Irrgärten, so verrät es ein Bibliotheksmitarbeiter, er funktioniere im Notfall auch im Bücherspeicher der Österreichischen Nationalbibliothek unterhalb der Neuen Burg.

Weit über drei Millionen Druckwerke lagern hier, und das ist nur der jüngere, kleinere Teil all dessen, was die Nationalbibliothek in ihren labyrinthischen Korridoren, verborgenen Lagern und stolz zur Schau gestellten Prachträumen hortet.

650 Jahre alt ist jenes Schriftwerk, das heute als Gründungscodex der Bibliothek gilt. Diese Sammlung ist die größte des Landes und eines der bedeutendsten Bucharchive der Welt. Noch mehr aber war und ist die Nationalbibliothek ein Abbild von Machtstrukturen

und gesellschaftlichen Umbrüchen, ein Räderwerk der unterschiedlichen Geschwindigkeiten, in dem sich die Geschichte Österreichs, sein Selbst- und Fremdbild fortschreiben. Auch in der Gegenwart: Welchen Platz hat eine Instanz, deren Kerngeschäft Information auf bedrucktem Papier war, in der digitalen Ära? [...]

Das Labyrinth hinter den heute über die ganze Wiener Innenstadt verstreuten Residenzen der Nationalbibliothek schluckt seit ihren Anfängen Objekte ohne Unterlass. In der Zweiten Republik, so will es das Gesetz, wird vom Groschenroman bis zur Dissertation jede Publikation archiviert, die in Österreich erscheint. Schon im Mittelalter verleiht sich fast jeder habsburgische Herrscher Bibliotheken aus dem Familienkreis ein, erwirbt Bestände aus dem weitverzweigten Reich – und beschränkt sich dabei nicht nur auf Bücher. In den vier Museen und acht Sammlungen [...] finden sich Globen und Atlanten, Notenblätter und Schuhplattler auf Schwarz-Weiß-Fotos, höfische Porträtkameen und ganze Schriftstellernachlässe.

Zugleich wächst die virtuelle Bibliothek. „Das tun wir auch in Verantwortung für spätere

Generationen“, sagt Johanna Rachinger. 2001 übernahm die Oberösterreicherin die Direktion der Nationalbibliothek und erklärte die Digitalisierung sogleich zum Programm. Im digitalen Zeitungslesesaal können bereits mehr als 17 Millionen Seiten historischer Zeitungen aufgerufen werden. Das Großprojekt Austrian Books Online, bei dem der 600.000 Titel umfassende urheberrechtsfreie Bestand eingescannt wird, soll noch in diesem Sommer abgeschlossen sein.

Doch längst geht das Archivieren weiter: Heute sammelt die Nationalbibliothek auch E-Books und digital erscheinende Medien, ja sogar das ganze Internet, das sich hinter der Domain „.at“ ausbreitet. „Wenn Historiker in 100 Jahren erspüren wollen, wie das Land im Jahr 2018 getickt hat, dann kann man ja das Internet nicht außer Acht lassen“, sagt Rachinger.

Die Theaterwissenschaftlerin, großgewachsen und resolut, ist eine Schnellrednerin, die ihre Ansichten druckreif auf den Punkt bringt. Demokratisierung des Zugangs zu Wissen, so lautet das programmatische Credo, das sie dem altherwürdigen Haus auf die Fahne geschrieben hat.

Wobei das Haus als Gebäude die längste Zeit gar nicht existierte: Erst im 18. Jahrhundert bekam die damalige Hofbibliothek eine eigene Bleibe.

300 Jahre zuvor residierte in der Wiener Herzogsburg mit Albrecht III. ein Liebhaber der Buchkunst. Rasch entdeckten die Habsburger Prachtbände zur Inszenierung von Einfluss und Reichtum. Im ausgehenden 16. Jahrhundert förderte Maximilian I. nicht nur die Verbreitung des Buchdrucks im Habsburgerreich. Zuhause ließ er sein Leben, wahre und vermeintliche Heldentaten in schillernden Farben festhalten. „Maximilian I. erkannte das Buch als propagandistisches Medium“, sagt Andreas Fingernagel, Leiter der Handschriftensammlung der Nationalbibliothek.

Die wechselhafte Verhandlung der österreichischen Identität

Obwohl die Sammlung rasch anwuchs, blieb sie zunächst eine reine Adelsbibliothek. Mit dem ersten Bibliothekar, der 1576 eingestellt wurde, änderte sich das. Hugo Blotius inventarisierte und ließ mehrere Tausend Werke ankaufen – nicht mehr nur Prunkfolianten, sondern auch wissenschaftliche Schriften, zu denen Gelehrte Zugang bekamen.

Doch Blotius, ein Niederländer, war unzufrieden. „Er machte laufend Eingaben beim Hof und schilderte dem Kaiser, dass zu

wenig Geld und zu wenig Platz da sei“, erzählt Fingernagel.

Denn die habsburgischen Büchertruhen waren zwar ein Imperium in Schrift. Doch die Bestände der Bibliothek zerstreuten sich zwischen Wiener Neustadt und Innsbruck, dem Wiener Minoritenkloster, Prag und anderen höfischen Sitzen.

Erst unter Karl VI. wurde schließlich die Hofbibliothek am Josefsplatz gebaut – sie diente dem Herrscher einmal mehr dazu, sich zu verewigen. Die Statuen und Fresken im 1726 fertiggestellten Prunksaal huldigen Karl VI. in allen Facetten, die 200.000 historischen Bände ringsum wirken da beinahe nur als schmückendes Accessoire.

[...] Aus der kaiserlichen Hofbibliothek wird in der Ersten Republik die Nationalbibliothek – doch als österreichisch will man sie keineswegs verstanden wissen. „Es wurde zum Beispiel von einigen Beamten der Bibliothek darauf hingewiesen, dass eine ‚österreichische Nation‘ nicht existiere, ja dass dieser Name sogar den künftigen Anschluss an Deutschland hemmen könnte“, schreibt 1928 der amtierende Direktor Josef Donabaum, als er den Namen „National-Bibliothek“ vorschlägt. Um Befürchtungen weiter auszuräumen, lässt er wissen: „Dass keine besondere österreichische Nation existiert, darf ja wohl als weltbekannt angenommen werden.“

Hölzerne Relikte aus der voll-analogen Zeit

Schon in den Jahren des Austrofaschismus bereichert sich die Nationalbibliothek voller Elan, vor allem an sozialdemokratischen Einrichtungen, die geschlossen werden. 1938 übernimmt schließlich der glühende Nationalsozialist Paul Heigl die Direktion und beginnt einen schamlosen Plünderungszug.

Weit über 50.000 geraubte Werke werden später ausgemacht – doch darüber spricht man noch nicht, als sich der Schriftsteller Gerhard Roth 1989 in die Tiefen des nationalen Bücherspeichers aufmacht. Er hört etwa von einem im Haus unter dem dunklen Namen „Sarg“ bekannten Raum, der jahrzehntelang zugemauert gewesen war und in dem geraubte Werke ebenso wie NS-Literatur lagert – damals teilweise noch unausgepackt, wie Johanna Rachinger erzählt. Eine Ironie der Geschichte, macht das die Spurensuche bei der Restitution einiger Werke am Ende gar einfacher. [...]

Als Johanna Rachinger 2001 zur Direktorin bestellt wird, ist das Kunstrückgabegesetz zwar schon in Kraft. Doch wirklich auseinandergesetzt hat man sich in der Nationalbibliothek nicht mit dem schändlichen Kapitel. „Es hing immer dieser braune Schatten über dem Haus“, sagt Rachinger. Die wissenschaftliche Aufarbeitung, die dann eingeleitet wurde,

die Spurensuche nach der Herkunft des Raubguts und die heute weitgehend abgeschlossene Restitution: „Das war ein Reinigungsprozess, der sehr wichtig war für uns alle hier.“

Auch den berüchtigten Sarg gibt es nicht mehr. Doch ein geheimnisvolles, ja manchmal gespenstisches Geflecht bleiben die unterirdischen Kanäle zwischen der historischen Hofbibliothek am Josefsplatz und dem 1966 bezogenen Bibliothekstrakt in der Neuen Burg allemal.

So landet man hinter einer der vielen Türen, die einen marmorweißen Flur aus neuerer Zeit säumen, in den Irrwegen, die das ganze Burg-Areal seit alters her

unterirdisch verbinden. Mitten in einem dieser Tunnel blockieren plötzlich Zettelkästen den Weg, hölzerne Relikte aus der vollanalogen Zeit.

Ganz anders im Foyer, gleich hinter der Drehschranke am Eingang der modernen Bibliothek in der Neuen Burg: Hier fläzen sich viele und oft sehr junge Menschen mit Laptops und Sandwiches in roten, weichen Ledersesseln. Zwischen Buchausgabe und Toiletten wuseln mit durchsichtigen Plastiktaschen behängte Benutzer, über die Schreibtische beugt sich Rücken an Rücken.

Mit der Öffnung der Bibliothek für ein breites Publikum kamen zwar auch Kritiker, die sich – so wie ein

Germanist vor wenigen Jahren – am „permanenten Gegacker, Gekicher und Gequatsche“ stören, an den Studenten, die 98 Prozent aller Plätze in Beschlag nahmen.

Doch die Nationalbibliothek will kein entrückter Tempel für eine eingeschworene Bildungselite sein – und entfernt sich damit in Wahrheit gar nicht von dem, was schon in der ersten, von Kaiser Karl VI. aufgestellten Bibliotheksordnung steht: „Der Benutzer braucht nichts bezahlen, er soll reicher von dannen gehen und öfter wiederkehren.“ Gemeint ist: Dieser Wissensort soll für alle zugänglich sein [...]. ■

Quelle: <http://www.zeit.de/2018/05/oesterreichische-nationalbibliothek-wien-geschichte-650-jahre/komplettansicht> [24.07.2020].

INFOBOX

sich fläzen (ugs.): nachlässig sitzen

Porträtkamee: Schmuckstein mit dem Relief eines Gesichts

Thema 2: Berufsperspektiven der Zukunft

Aufgabe 1

Trotz Fleiß kein Preis

Schreiben Sie eine Zusammenfassung.

Situation: Im Rahmen eines Projekts zum Thema *Arbeitswelt(en)* an Ihrer Bildungsinstitution findet eine Diskussion zu sozialen Aufstiegschancen statt. Für die Teilnehmer/innen fassen Sie einen Bericht zusammen.

Lesen Sie den Bericht *Aufsteigen? Reich werden? Vergessen Sie's!* von Daniel Eckert und Holger Zschäpitz aus der Online-Ausgabe der deutschen Tageszeitung *Die Welt* vom 11. Juli 2017 (Textbeilage 1).

Schreiben Sie nun die **Zusammenfassung** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie die Veränderungen im Hinblick auf Aufstiegschancen laut Textbeilage.
- Geben Sie die wirtschaftlichen und gesamtgesellschaftlichen Folgen dieser Veränderungen wieder.
- Nennen Sie in der Textbeilage angeführte Maßnahmen, die dazu geeignet sind, diesen Folgen entgegenzuwirken.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 1 / Textbeilage 1

Soziale Unterschiede

Aufsteigen? Reich werden? Vergessen Sie's!

Das Versprechen, dass Leistung sich lohnt, gilt immer seltener. Eine neue Studie sieht die Stabilität der Gesellschaft bedroht, vor allem in den angelsächsischen Ländern – aber nicht nur dort.

Von Daniel Eckert und
Holger Zschäpitz

Es gibt sie noch, die Vom-Tellerwäscher-zum-Millionär-Geschichten. Bill McDermott ist so ein Fall. Er schaffte es, als Spross einer New Yorker Arbeiterfamilie zum bestbezahlten Manager im Deutschen Aktienindex aufzusteigen. Mit einem Jahresgehalt von 14 Millionen Euro verdient der SAP-Chef in einem Monat so viel wie sein Vater im ganzen Leben.

Doch der 55-jährige McDermott ist eine Ausnahmeerscheinung. Und das nicht nur wegen seiner außergewöhnlichen Talente, die ihm schon früh eine Spitzenposition einbrachten. Auch der Lebensweg des Aufsteigers aus dem New Yorker Arbeiterviertel Queens scheint mehr und mehr zur Ausnahme zu werden.

Das Gefühl, dass die westlichen Gesellschaften ihr Aufstiegsversprechen nicht mehr halten, gibt es schon länger. In der Wissenschaft wird die Frage kontrovers diskutiert. Nun schlägt sogar eine Institution Alarm, die nicht im Verdacht steht, besonders sozial

bewegt zu sein: die Finanzindustrie.

Die britische Versicherungsgruppe Standard Life widmet dem Schwinden der sozialen Mobilität eine Studie. Die Ökonomen haben Hunderte Daten aus verschiedenen Staaten zusammengetragen. Sie zeigen, dass der gesellschaftliche Aufstieg so schwierig geworden ist wie noch nie seit Ende des Zweiten Weltkriegs. Heute bestimmt das Elternhaus die Perspektiven, mehr denn je.

„Lotterie der Geburt“ haben die Experten ihre Publikation überschrieben und warnen davor, dass die Welt wertvolles ökonomisches Potenzial verschenkt. Mangelnde Aufstiegschancen tangieren nicht nur das Wirtschaftswachstum negativ. Auch die Gesellschaft als Ganzes wird instabiler.

Denn Ungleichheit, auch in ihrer produktiven Form, wird leicht unerträglich, wenn das Gefühl nicht mehr da ist, aus eigener Kraft den Sprung nach vorn zu schaffen. „In praktisch allen Ländern, für die Daten vorliegen, gibt es einen

klaren Zusammenhang zwischen den eigenen Einkommensaussichten und dem Einkommen der Eltern“, sagt Jeremy Lawson, Chefökonom bei Standard Life und Autor der Studie.

Immerhin gebe es erhebliche Unterschiede von Land zu Land. Eine besonders ausgeprägte Korrelation hat Lawson für Großbritannien, Italien, die USA und Frankreich identifiziert.

„In diesen Ökonomien vererbten sich die Gehaltsunterschiede zu mehr als 40 Prozent auf die nächste Generation.“ Das heißt: Die Chancen, wie McDermott als Arbeiterkind zum Vorstandsvorsitzenden aufzusteigen oder auf andere Weise wohlhabend zu werden, sind zunehmend gering.

In den USA wurde daher eigens eine wissenschaftliche Kommission zur Chancengleichheit ins Leben gerufen, die gleich mit einer dystopischen Zahl für Aufsehen sorgte, nämlich 50 Prozent. Nur noch jeder zweite 30-Jährige verdient heute mehr als die eigenen Eltern, als sie im gleichen Alter waren.

Das steht in einem starken Kontrast zur „goldenen Ära“ der sozialen Aufstiegsmöglichkeiten. Noch in den 1980er-Jahren, als also die zwischen 1950 und 1960 Geborenen 30 wurden, lag der Anteil bei 80 Prozent. Dieses generelle Aufstiegsversprechen, dass es der kommenden Generation stets besser als der vorhergehenden geht, gilt so nicht mehr.

Zu den problematischen Ländern zählt Großbritannien, das Land des Brexit-Votums. Auf der Insel hat die Social Mobility Commission im vergangenen Jahr festgestellt, dass die Leiter des sozialen Aufstiegs kaputt sei: „broken“. [...]

Keine westliche Gesellschaft weist heute noch vergleichbar hohe Werte für soziale Aufstiegsmöglichkeiten auf wie vor 30 Jahren. Doch nicht überall sieht es so deprimierend aus wie in den USA, in Großbritannien oder in Italien. In den skandinavischen Volkswirtschaften, in Deutschland und in Kanada ist der Einfluss des Elternhauses dagegen merklich kleiner. Aber auch hier lässt sich die Macht der Geburtslotterie messen, sagt Lawson.

Länder mit geringerer Einkommensmobilität (Kinder spielen in der gleichen Einkommensliga wie die Eltern) fallen oft durch ein höheres Maß an Ungleichheit insgesamt auf. [...]

Aus Sicht der ärmeren Menschen ist das ein doppelter Schlag. Denn es bedeutet: Nicht nur ihre

Chancen aufzusteigen sind geringer, auch die Vermögensunterschiede sind größer, und die Aussichten, die Lücke zu verkleinern, sind mager.

Aus Sicht der Wissenschaftler ist soziale Mobilität eine der wichtigsten Determinanten für wirtschaftlichen Erfolg. Zwischen Aufstiegsmöglichkeiten und wahrgenommener Ungleichheit besteht ein komplexer, keineswegs trivialer Zusammenhang.

Auf der einen Seite schwindet aktuell die Akzeptanz der Menschen für Ungleichheit. Auf der anderen Seite ist die Wahrnehmung aber teils auch verzerrt: Menschen machen zunehmend Ungerechtigkeiten aus, die so gar nicht existieren.

Dabei ist ein gewisses Ausmaß an Ungleichheit unerlässlich für eine dynamische Wirtschaft. Nur wer den Anreiz sieht, für Leistung auch entsprechend belohnt zu werden, wird ins Risiko gehen.

„Gemessen an den Bruttolöhnen ist die Ungleichheit in Deutschland in den letzten Jahren zurückgegangen“, erklärt Jörg Krämer, Chefvolkswirt der Commerzbank. Wegen der sehr guten Lage am Arbeitsmarkt hätten gering qualifizierte Arbeitnehmer einen Teil der vorherigen Einkommensverluste aufgeholt. „Wenn viele Menschen trotzdem eine wachsende Ungleichheit wahrnehmen, liegt das vermutlich an der zunehmenden sozialen Separierung.“

Separieren heißt: Familien mit überdurchschnittlichen Einkommen ziehen sich in sogenannte gute Stadtviertel zurück, nicht zuletzt, um ihren Kindern bessere Schulen bieten zu können. Dagegen nehmen die Probleme in den anderen Stadtvierteln zu, die Kinder dort haben schlechtere Bildungs- und wohl auch Berufschancen.

Experten sind sich einig, dass die soziale Mobilität eine der Schicksalsfragen im Zeitalter der Digitalisierung ist. Je mehr die Gesellschaften und Arbeitswelten technisiert werden, desto stärker ist eine Volkswirtschaft auf mobile Arbeitnehmer angewiesen. Am aussichtsreichsten erscheinen also Investitionen in Bildung.

„Der Staat muss endlich dafür sorgen, dass er gute Bildung nicht nur Kindern bietet, deren Eltern sich Wohnungen in guten Vierteln leisten können“, sagt Krämer. Unter guter Bildung versteht der Ökonom keine Noten-inflation oder das Abitur für alle. Eine übertriebene Akademisierung helfe nicht weiter.

„Vielmehr brauchen wir ein differenzierendes Schulsystem, dessen Abschlüsse wegen ihrer Qualität bei den Arbeitgebern anerkannt werden. Nur wenn die staatlichen Schulen das wieder leisten, hört die Flucht an die Privatschulen auf, an denen Kinder aus bildungsfernen Haushalten unterrepräsentiert sind.“

Die Forscher der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit (OECD) haben festgestellt, dass die Politik früh aktiv werden muss, um die soziale Mobilität wieder in Gang zu bringen.

„Staatliche Fördermaßnahmen schon im Kindesalter können einen Beitrag zur sozialen Mobilität leisten [...]“. [...] ■

Quelle: <https://www.welt.de/wirtschaft/article166520119/Aufsteigen-Reich-werden-Vergessen-Sie-s.html> [24.07.2020].

Hinweis: Die Zwischenüberschriften des Textes wurden entfernt.

INFOBOX

dystopisch: *hier* in eine bedrohliche, negative Zukunft weisend

SAP: großes deutsches Softwareunternehmen

Thema 2: Berufsperspektiven der Zukunft

Aufgabe 2

Erwartungen beim Berufseinstieg

Verfassen Sie eine Meinungsrede.

Situation: An Ihrem Schulstandort findet die Veranstaltung *Schule trifft Wirtschaft* statt. Als Absolvent/in Ihrer Schule halten Sie beim Auftakt der Veranstaltung vor den eingeladenen Arbeitgeberinnen und Arbeitgebern sowie Schülerinnen und Schülern eine Rede mit dem Titel *Unser künftiges Berufsleben*.

Lesen Sie den Bericht *Sonderstatus Junge: Wollen die Berufswelt neu* von Ulla Grünbacher aus der Online-Ausgabe der Tageszeitung *Kurier* vom 29. Juli 2017 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Meinungsrede** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie ausgewählte Aussagen aus der Textbeilage zu den Erwartungen junger Menschen im Hinblick auf ihr künftiges Berufsleben wieder.
- Nehmen Sie zu diesen Aussagen Stellung.
- Machen Sie Vorschläge, wie Arbeitsbedingungen gestaltet werden sollten, um den Bedürfnissen junger Arbeitnehmer/innen sowie den Anforderungen von Arbeitgeberinnen und Arbeitgebern gerecht zu werden.

Schreiben Sie zwischen 540 und 660 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 2/Textbeilage 1

Sonderstatus Junge: Wollen die Berufswelt neu

[...]

Von Ulla Grünbacher

Jede Generation verdient die gleichen Chancen auf ein gutes Leben. Vertrauend auf die Leitsätze: Wer wirklich will, der schafft es nach oben. Wer fleißig ist, wird auch etwas. Doch diese Gleichung stimmt nicht mehr. Heute reicht es nicht mehr aus, brav seine Ausbildung zu absolvieren, um einen sicheren Job zu haben. Die logische Folge ist, dass sich die Jungen fragen: Lohnt sich Leistung noch? Hinzu kommt, dass die Millennials die erste Generation in den Industriestaaten seit 70 Jahren sind, die gehaltmäßig weniger verdienen werden als ihre Eltern. Die Reaktionen der Altersgruppe auf diese Tatsachen fallen unterschiedlich aus, abhängig von ihrer Sozialisation. Die einen erkennen, dass sie es nur schaffen können, wenn sie besser sind als die anderen. Mit der Vergleichbarkeit von Leistung über Social Media sind sie schließlich groß geworden. Andere sind so verunsichert und desillusioniert, dass sie sich von Anfang an nicht so ins Zeug legen: Sie bauen in letzter Konsequenz auf das Hotel Mama oder auf die soziale Hängematte.

Wie sollen die Firmen reagieren?

Doch die große Frage ist, wie die Betriebe mit den Vorstellungen der Jungen umgehen. Was diese Generation erwartet, hat schließlich Auswirkungen darauf, wie man ihr begegnen muss. Karrierebewusste Talente erwarten sich von ihren Arbeitgebern Gestaltungsspielräume, Entwicklungsperspektiven und attraktive Entlohnung. Die breite Mehrheit der jungen Erwerbsnehmer versteht die Arbeit hingegen als Broterwerb, sucht Sicherheit und sieht unbefristete Beschäftigungsverhältnisse, faire Arbeitsbedingungen und eine um Mitarbeiter bemühte Personalführung als Loyalität des Unternehmens gegenüber der Belegschaft, geht aus einer Analyse des Instituts für Jugendkulturforschung hervor.

„Ein Unternehmen kann nicht damit umgehen, dass jeder seine eigene Definition von Leistung und seines jeweiligen Beitrags hat“, betont hingegen Günther Tengel, geschäftsführender Gesellschafter der Personalberatung Amrop Jenewein. Diese Generation unterscheidet sich von allen anderen durch den großen materiellen Wohlstand, in dem sie

aufgewachsen ist, und dadurch, dass sie extrem behütet wurde. „Genau das, nämlich Mitsprache, Fürsorge durch den Arbeitgeber und ständiges Feedback in Form von Lob, sucht diese Generation auch in den Unternehmen. Aber das spielt es einfach nicht“, sagt Tengel. Doch die Demografie ist es, welche die Firmen in den nächsten Jahren unter Druck setzen wird. Denn die österreichische Bevölkerung altert. 2060 werden nur mehr 53 Prozent der Bevölkerung in die erwerbstätige Altersgruppe fallen. Für die Firmen heißt das, sie müssen den Transformationsprozess angehen und von der hierarchischen in eine projektbezogene Organisation kommen. Tengel: „Firmen werden in 15 Jahren ganz anders aussehen als heute. Beide Seiten müssen tolerant sein, sonst wird es nicht funktionieren.“

Karriere? Ja, aber anders

In dieselbe Kerbe schlägt Alexander Eppler, Bildungsbeauftragter der Wirtschaftskammer Wien: „Junge Menschen haben oft einfach nicht gelernt bzw. es wurde nie von ihnen gefordert, dass sie auch einmal etwas leisten müssen, um sich etwas leisten zu können.“

Millennials sind durchaus an einer Art Karriere interessiert, allerdings anders orientiert und organisiert. „Selbstverwirklichung und Anerkennung sind wichtige Parameter, wie auch ein gewisser Spaßfaktor“, sagt Eppler. [...] ■

Quelle: <https://kurier.at/wirtschaft/karriere/sonderstatus-junge-wollen-die-berufswelt-neu/278.010.325> [24.07.2020].

INFOBOX

Millennials: die um die Jahrtausendwende geborene Generation

Thema 3: Zusammen leben

Aufgabe 1

Gesellschaftliches Zusammenleben

Verfassen Sie eine Erörterung.

Lesen Sie den Essay *Lob der Distanz* von Armin Nassehi aus der Online-Ausgabe der deutschen Tageszeitung *Die Welt* vom 22. Februar 2010 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun die **Erörterung** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie wieder, wie Armin Nassehi das „Lob der Distanz“ begründet.
- Setzen Sie sich mit positiven und negativen Aspekten von Distanz im gesellschaftlichen Umgang auseinander. Berücksichtigen Sie dabei auch Argumente aus der Textbeilage.
- Nehmen Sie Stellung zur Bedeutung von Nähe und Distanz für die Gesellschaft.

Schreiben Sie zwischen 540 und 660 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 1 / Textbeilage 1

Lob der Distanz

Auf öffentlichen Plätzen, in der Bahn, bei der Arbeit und unter Nachbarn: Abstand halten ist die Voraussetzung für das Zusammenleben in der modernen Gesellschaft

Von Armin Nassehi

Ich war froh, den ICE nach Frankfurt noch bekommen zu haben – meine S-Bahn von zu Hause hatte Verspätung, der Münchner Hauptbahnhof war voller Leute, zwischen denen ich mich durchschlängeln musste, und mein Sitzplatz befand sich in einem der vorderen Wagen des Doppelzuges. Ich musste fast ans Ende des Bahnsteigs laufen, bis ich den passenden Wagen fand, meinen Sitzplatz einnehmen und mich nach dieser hektischen Reise vor der Reise endlich für die nächsten Stunden häuslich niederlassen konnte. Bevor ich meine Tasche in der Gepäckablage verstaute, nahm ich noch einige Unterlagen heraus. Denn ich war auf dem Weg zu einer größeren Veranstaltung, bei der ich über die Bedeutung des sozialen Gedächtnisses sprechen sollte.

Der Vortrag war noch nicht ganz fertig, und ich wollte noch an meinen Karteikarten feilen, auf denen ich Stichpunkte festhalte, um mich selbst durch die Rede zu führen. Von dem, was um mich herum geschah, nahm ich praktisch keine Notiz. Die Arbeit ging gut von der Hand, und ich kam schneller voran, als ich dachte. „Können Sie bitte kurz auf meine Tasche aufpassen, junger Mann?“

Ich muss kurz verschwinden.“ Dieser Satz riss mich aus meinen Gedanken. Ich hatte die ältere Dame neben mir noch gar nicht bewusst wahrgenommen. Sie schälte sich umständlich aus dem Sitz und verschwand in Richtung Zugtoilette. Jetzt erst bemerkte ich auch den gestresst wirkenden Mann, der an unserem Vierertisch mir gegenüber, ebenfalls am Fenster, saß und offenbar unter großem Zeitdruck Daten in seinen Laptop eingab, sowie neben ihm eine junge Frau, die eine Textkopie mit einem Textmarker traktierte. Auch diese beiden schienen durch die Bitte der älteren Dame auf die Mitreisenden aufmerksam geworden zu sein. Der arbeitende Mann blickte nur kurz auf, seine Augen signalisierten „Alles okay!“ und wendeten sich wieder dem Bildschirm zu. Die junge Frau schaute sehr genau hin, mit wem sie da am Tisch saß, vermied aber jeglichen Blickkontakt. Auch ich hatte keine Lust auf Kommunikation, setzte ein neutrales Gesicht auf und kümmerte mich aktiv darum, möglichst passiv zu wirken.

Man kann in solchen Situationen am eigenen Verhalten ablesen, dass es tatsächlich eine Aktivität ist, die anderen wahrzunehmen, aber nicht an diese Wahrnehmung anzuschließen. Wir saßen

also da als Fremde und blieben es auch, nicht weil wir uns ignorierten, sondern gerade weil wir uns nicht ignorierten. Die ältere Dame kam wieder zurück zu ihrem Platz und bedankte sich sehr freundlich. Auch hier reichte mein ebenso freundlicher wie unverbindlicher Blick, um einerseits den Takt zu wahren, andererseits zu zeigen, dass der Dank nicht unbedingt der Beginn eines Gesprächs sein musste. Der Blick der jungen Frau – ich nehme an, sie war eine Studentin – traf kurz den meinen, nun etwas freundlicher als zuvor, wohl um zu signalisieren, dass sie es sehr schätzte, dass es nicht zu einem Gespräch kommen würde.

In der Folgezeit kam es immer wieder zu kleinen Blickkontakten zwischen uns vier Personen am Tisch, aber nicht zu mehr. Irgendwie hatte sich eine Art gegenseitigen Einverständnisses etabliert, dass man einander in Ruhe ließ, ohne dass dies gesagt werden musste. Dieses Einverständnis ermöglichte dann mit der Zeit freundliche Blicke und recht risikofreie Formen des Umgangs miteinander. Ich gewann das Gefühl, letztlich nicht mehr auf die anderen achten zu müssen, weil das irgendwie von selbst ging. Fast entstand so etwas wie Vertrauen – das aber vermutlich

sofort verschwunden wäre, wenn man es hätte benennen müssen.

Warum lohnt es sich, diese Alltagssituation zu erzählen? Weil wir viel zu wenig zu schätzen wissen, dass man in dieser Gesellschaft ohne großes Misstrauen fremd bleiben kann. Fremdheit wird landläufig zunächst mit Bedrohlichem assoziiert, mit etwas, das wir nicht kalkulieren können, weshalb wir möglichst genau hinschauen müssen, so, wie man sich die biologische und evolutionäre Funktion von Angst vorstellt: als besonderes Aufmerksamkeitsmanagement Unbekanntem, Unkalkulierbarem, also potenziell Bedrohlichem gegenüber. Exakt das Gegenteil freilich ist in der geschilderten Situation der Fall: Wir vier sehr unterschiedlichen Leute am Tisch eines ICE-Großraumwagens waren uns zwar fremd, aber es bestand kein Grund für Angst, weil diese Fremden zwar fremd waren, aber überhaupt nicht unkalkulierbar. Deshalb war es möglich, sie eben nicht mit dem natürlichen Reflex des genauen Abscannens ihrer Bewegungen auf unterstellte Absichten oder gar Drohgebärden zu taxieren. Sie konnten sogar geradezu unsichtbar bleiben, bis die ältere Dame darum bat, auf ihre Sachen aufzupassen.

Genau besehen ist das ein unnatürliches Verhalten, wenn man die evolutionäre Funktion von Angst und Bedrohtheitsgefühl ins Kalkül zieht. In der Tat ist es das Ergebnis eines zivilisatorischen Standards, den man kaum hoch

genug schätzen kann: dass wir vielen Menschen begegnen, die wir nicht kennen, auch nicht kennen müssen oder wollen, deren Handlungen aber gerade deswegen koordinierbar beziehungsweise koordiniert sind. Dass wir vier auf Kommunikation verzichteten, ist keineswegs ein Zeichen mangelnder sozialer Beziehungen, sondern Ausdruck jener starken sozialen Beziehung, die in Zügen und anderen öffentlichen Verkehrsmitteln, auf öffentlichen Plätzen, auf der Straße, in Parks oder an anderen allgemein zugänglichen Orten die vorherrschende ist: Indifferenz.

Wer hier auf den ersten Blick einen Mangel an menschlicher Nähe und Interesse der Menschen untereinander assoziiert, sollte einen zweiten Blick wagen! Geht man mit offenen Augen durch den normalen Alltag, wird man feststellen, dass man es quantitativ gesehen hauptsächlich mit Fremden zu tun bekommt – in der U-Bahn, auf dem Gehweg, im Aufzug, in Geschäften, auf Ämtern und an Arbeitsplätzen mit Kundenverkehr. Aber nicht der quantitative Befund ist das Entscheidende, sondern die Tatsache, dass wir uns daran gewöhnt haben, es gewissermaßen den ganzen Tag über mit Personenschablonen zu tun zu haben, die nicht als konkrete Personen erscheinen, sondern entweder nur als Körper, an denen man vorbeikommen muss, oder als Träger von Rollen, auf die man verwiesen ist, ohne aus der Anonymität des konkreten Rollenaspekts heraustreten zu

müssen. Wir halten das für selbstverständlich, weil Fremdheit und Indifferenz eine wesentliche Ressource für unser Zusammenleben in Ballungsräumen bilden. Wir schätzen es, dass wir den Lokführer und den Flugkapitän, unseren Postboten oder Müllmann und die Apothekerin nicht näher kennen müssen. Wir nehmen letztlich das Privileg in Anspruch, in Ruhe gelassen werden zu können. Und es ist vermutlich eine der größten Errungenschaften des modernen, vor allem des städtischen Alltags, auf unmittelbare soziale Kontrolle weitgehend verzichten und stattdessen auf Fremdheit setzen zu können. [...]

Tatsächlich setzen die meisten Formen organisierter Solidarität in modernen Gesellschaften die Ressource Fremdheit nicht außer Kraft, sondern zehren von ihr. So unterstützt der Sozialstaat nicht konkrete Menschen, die er kennt und schätzt, sondern Anspruchsberechtigte, deren Anspruch ohne Ansehen der Person gilt. Von den Instanzen des Staates wie administrativen Bürokratien, Polizeidienststellen oder Sozial-, Jugend- und Versorgungsämtern erwarten wir als Bürger ein Verhalten, das auf „moralischer Anonymität“ beruht. Das Fazit lautet also: Solidarität in unserer Gesellschaft ist gegründet auf Fremdheit – und deshalb ist Fremdheit als kulturelles Gut zu schützen!

Unsere Vierertisch-Begegnung war eine wirklich banale Konstellation – sie findet täglich hunderttausendfach statt. Dass wir vier so

geübt indifferent miteinander umgegangen sind, lag schlicht daran, dass es in einer Gesellschaft stattfand, die sich an solche Formen der Distanz nicht nur gewöhnt hat, sondern sie als Ressource verwendet – auch wenn wir liebevoll das Pathos von Solidarität, gemeinsamer Betroffenheit und Gemeinwohl pflegen. Gelingen

sind Lebensformen wie die unsere freilich erst dann, wenn es gelingt, dies in der Realität umzusetzen als Solidarität unter Fremden, als eine Betroffenenegemeinschaft von Fremden, als Gemeinwohl für Fremde. ■

Der Autor, geboren 1960 in Tübingen, ist Professor für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Der vorliegende Text ist ein Auszug aus seinem neuen Buch „Mit dem Taxi durch die Gesellschaft. Soziologische Storys“ [...].

Quelle: https://www.welt.de/welt_print/debatte/article6498947/Lob-der-Distanz.html [24.07.2020].

Thema 3: Zusammen leben

Aufgabe 2

Zusammenleben von Generationen

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen den Bericht *Generationen: Wohnkonzepte gegen die Isolation* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Bericht *Generationen: Wohnkonzepte gegen die Isolation* von Christine Imlinger aus der Online-Ausgabe der Tageszeitung *Die Presse* vom 30. Juni 2014 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie kurz die Idee, die laut Textbeilage hinter Projekten zu generationenübergreifendem Wohnen steht, und einige Formen der Umsetzung laut Textbeilage.
- Beurteilen Sie diese Idee im Hinblick auf Chancen und Risiken für Jung und Alt.
- Machen Sie abschließend Vorschläge, wie man das Zusammenleben zwischen den Generationen gestalten soll.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 2/Textbeilage 1

Generationen: Wohnkonzepte gegen die Isolation

Weil sich Großfamilien räumlich voneinander entfernen, wachsen nun mit Häusern für mehrere Generationen neue Gemeinschaften.

Von Christine Imlinger

Wien. Ein Zaun trennt die Generationen. Schweres Metall, manns hoch, kaum zu überwinden. Dahinter sitzen unter weißen Sonnensegeln die Alten auf Gartengarnituren. Blinzeln in die Sonne, plaudern, spielen. Auf der anderen Seite die Jungen unter Bäumen, die mit einer Flasche Sekt das Semesterende feiern. Der Zaun stört das Bild, schließlich wäre das Projekt auf generationenübergreifendes Leben ausgerichtet.

„Der Zaun“, erklärt Robert Nigl von der Caritas Wien, „ist aus Sicherheitsgründen nötig, schließlich leben dahinter viele Demenzkranke.“ Der Gemeinschaftsgarten davor, eine riesige Dachterrasse, ist quasi als Begegnungszone für Jung und Alt angelegt. Schließlich leben die 136 Bewohner vom Haus St. Teresa, dem Senioren- und Pflegehaus der Caritas, das im Frühling bezogen wurde, direkt gegenüber dem Studentenheim Base 22.

Die beiden Neubauten sind Teil des Großprojekts Neu Stadlau. Ein Stadtteil, 140.000 Quadratmeter groß, für den sich die Stadt

explizit das bessere Zusammenleben verschiedener Generationen zum Ziel gesetzt hat. In unmittelbarer Nachbarschaft entstand der Wohnpark Oase 22 auf ehemaligen Betriebsgründen von Waagner-Biro, mit 346 geförderten Wohnungen (davon 30 für betreutes Wohnen), Sportplätzen, Freiflächen und einem geriatrischen Tageszentrum.

Generationenübergreifendes Wohnen ist ein Trend, der sich bei Wohnbauprojekten durchsetzt: Im Sonnwendviertel entstehen sie wie auch in der Seestadt Aspern mit dem Haus des Lebens, in dem eine Gemeinschaft aus 100 Menschen, je zur Hälfte Jüngere und Ältere, wachsen soll. Ein Wohnbetreuer soll die Nachbarn zusammenbringen, etwa Pensionistinnen als Babysitter vermitteln. Ähnliche Projekte entstanden in den letzten Jahren in ganz Wien: Das Kolping-Werk betreibt „Gemeinsam leben“-Häuser, in denen Menschen in stationärer Pflege mit weitgehend selbstständigen Senioren und Alleinerzieherinnen leben. Auch die Ottakringer Kornhäusl-Villa wurde als „Wohnen für Generationen“ revitalisiert. Und im privaten Bereich setzt sich ebenfalls die Idee, Alt

und Jung als Ersatzfamilie zusammenzubringen, durch: Die Wiener Onlineplattform „WGe!“ vermittelt Studenten, die gegen günstige Miete gern im Haushalt oder bei der Kinderbetreuung helfen, an Menschen mit freiem Wohnraum.

Die Idee dahinter ist stets dieselbe: Ressourcen nutzen, Isolation verhindern. Schließlich ändern sich die Ansprüche von Senioren: Sie wollen lange selbstbestimmt leben, in Wohnungen mit Betreuungsmöglichkeit oder in WG-ähnlichen Verbänden, nur nicht im klassischen Heim. Der Bedarf steigt rasant: 2020 dürfte in Wien laut Prognose eine halbe Million Menschen über 60 Jahre alt sein.

„Struktur muss erst wachsen“

Das Hausgemeinschaftsmodell ist auch im Haus St. Teresa umgesetzt, je 14 Menschen leben in einer WG, deren Zentrum Wohnküche und Wohnzimmer sind. Modern gestaltet und doch voll mit Möbeln oder Bildern, die an vergangene Jahre erinnern: ein Telefon mit Wählscheibe, Bilder von der längst verstorbenen Schauspielerin Magda Schneider. „Häuser für Senioren“, sagt Nigl,

„werden gemeinschaftlicher, offener.“ Es wird Tür an Tür mit Kindergärten gebaut, Nachbarn werden zu Festen oder als Ehrenamtliche eingeladen. Intergenerationelles Wohnen sei „seit fünf Jahren“ ein starker Trend.

Wie funktioniert das Zusammenleben in Stadlau? „Die Struktur

muss wachsen“, sagt Nigl. Die Studenten wurden kürzlich eingeladen, ein paar Studentinnen haben sich auch gefunden, die regelmäßig auf Besuch kommen wollen. Noch läuft es langsam. Sie, so erzählen zwei Damen auf der Terrasse, hätten bisher noch keine Studenten von Gegenüber kennengelernt. Auch wenn sie das

freuen würde, wie eine der beiden bei einer (eigens arrangierten) Partie „Mensch ärgere Dich nicht“ mit zwei Studenten erzählt. Und auch diese hatten bisher keinen Kontakt mit den Senioren. Bis auf eine Beschwerde wegen nächtlichen Grillens. Grundsätzlich seien sie dafür aber offen. ■

Quelle: https://diepresse.com/home/99ideen/3830248/Generationen_Wohnkonzepte-gegen-die-Isolation [14.03.2018].